

Der Dämon der Normalität¹

Früher wurden Romanschriftsteller Romanschriftsteller, wenn sie Romane lasen. Inzwischen gehen die Zeitgemäßen längst in die Schule des Kinos. Sie verwandeln Episoden in Einstellungen, Handlungen in Sequenzen und Figuren in Rasterbilder. Und die Sprache, von der lange Zeit galt, dass sie den Menschen zum Menschen macht: wird sie nicht zu einem Medium unter anderen? Doch wie sollen sich ihre unbewegten Buchstaben gegen die direkte Art von Bildern und Tönen behaupten? Was hätte sie davon, wenn ihre Wörter dem Film nachliefen? Sie würde doch nur verleugnen müssen, was sie selbst am besten kann. Ihre abstrakten Zeichen bringen nichts mit, was den Appetit von Auge und Ohr reizt. Läge ihr Heil deshalb nicht vielmehr darin, dem Vorstellungsvermögen gerade ihre Speisekarte und nicht schon einen Serviervorschlag zu reichen?

Insofern könnte die Medienkonkurrenz auch ihr Gutes fürs literarische Erzählen haben. Statt sich nach dem Kino vor aller Augen zu richten - warum nicht das eigene, das Kino im Kopf kultivieren? Wie einst die Malerei, die sich selbst neu verstehen musste, als die Photographie sie medial beerbte. Es gehört allerdings einiger Mut dazu, solchermaßen zur Sprache und zum Geschichtenerzählen heimzukehren. Gewagt hat es einer, dessen Wort nicht nur in Italien zählt, Gianni Celati. Der Titel seines jüngsten Buches ist Programm: *Cinema naturale* (dt. 2001).

Celati (Jg. '36) ist mit dem Film groß geworden. Und doch, oder gerade deshalb, sucht er jetzt Streit mit ihm. Wer ins Daumenkino des Erzählens geht, ins richtige versteht sich, der, behauptet er, braucht eigentlich keine Hollywoodfilme. Das ist natürlich eine gezielte Provokation: Celati will damit geistige Unruhe stiften. Andererseits weiß er, dass man nicht einfach nur wieder hinter die Sprache der Leinwand zurückgehen kann. Wie schwer ihm das fällt, hat er in ein Bild gekleidet, in dem Dichter seit langem ihre Kunst bedenken: er vergleicht die Poesie mit einer riskanten Schifffahrt über gefährliches Wasser. Demnach macht er sich keine Illusionen über die Aufgabe. Wie in einem „Schiff ohne Segel und ohne Steuer“ fühlt er sich. Entsprechend fallen seine Gedankenfilme aus. Wo immer sie können, fügen sie dem Alltag sonderbare, phantasievolle, ironische, aber eben doch Schiffbrüche zu.

Kein Lebensumstand ist extravagant genug, um nicht vom Dämon aller Normalität befallen zu werden, dem Überdruß und der Langeweile (ein Schlüsselwort). Vier Krankenpfleger zum Beispiel halten, mit der Regelmäßigkeit einer Pflichtveranstaltung, jede Woche einen Orgienabend mit Patientinnen und Gattinnen des Krankenhauspersonals ab. Einer von ihnen - er las Bücher (!) - hatte es mit einem Mal satt, immer nur an das eine denken

zu müssen. Er entdeckte sich als bloße „Widerspiegelung“ eines Spaßideals, „ein Nichts“. So heftig fährt der Gedanke in ihn, dass er beschließt, dieses Nichts effektiv auch zu werden, um wirklich jemand zu sein. Am Ende ist er eine - verrückte - Geschichte, ein Medium, in dem andere sich spiegeln. Einer jungen, wilden Frau gelang es, nachdem sie unter allerlei asoziale Räder geraten war, Model zu werden. Perfekt hatte sie Bewegungen, Worte und Gedanken einstudiert, war Darling aller einschlägigen Erwartungen. Eines Tages zuckte es wie ein rötlicher Blitz in ihrem Kopf. Sie hatte sich an der zugemuteten Wirklichkeit übernommen, konnte „den Lügen des Bewusstsein“ nicht mehr glauben – und verstummte. So oder ähnlich passiert es überall. Darauf kommt es Celati deshalb an. Wenn einer zu sehr und zu lange normal ist, wird er, ohne es zu merken, anormal. Es ist die Folge einer Zwangsbewirtschaftung unserer Vorstellungswelt. Der Staub der Wiederholung, heißt es in der beklemmenden Geschichte von einem Wissenschaftler, der alles fotokopieren muss, legt sich über uns und macht uns unkenntlich. Wenn alles wie üblich weitergeht, da entstehen mentale Brachen, wo man sich selbst nicht mehr kennt.

Dabei müsste es so nicht sein. Unsere guten oder schlechten Gewohnheiten weisen alles Abweichende und Unangepasste von sich. Von Freud aber wissen wir, dass es sich in verstellter Weise dennoch wieder zurückmeldet. Und hier beginnt das eigentliche Drama von Celatis Geschichten. Irgendwann trifft seine Gestalten ein Wink, eine Stimme, ein Anruf des Verdrängten. Dann gibt es kein Zurück mehr für sie. Man kann es erneut unterdrücken, sogar in bester Absicht, wie der junge Mann der ersten Geschichte. Er hört einen (biblisch entfremdeten) Hahn zweimal krähen, verleugnet aber seinen Appell (ein sexuelles Abenteuer) und damit sein anderes Selbst, um danach, ersatzweise, zwölf Stunden lang nichtssagende, ja erfundene Erlebnisse zu erzählen, die alle „im Sack der leeren Augenblicke“ landen.

Wer andererseits den fremden Stimmen folgt, dem ergeht es merkwürdigerweise auch nicht besser. Dessen Normal-Ich verliert auf andere Weise den Boden unter seinem Bewusstsein. Ein Arzt hört bei einer Bootsfahrt zwei Frauen irgendwo in der Ferne über ihre Nierenprobleme reden. Unwiderstehlich fühlt er sich von dieser „Nachricht“ angesprochen. Eine verwirrende Suche beginnt, die ihn immer weiter von seinem bisherigen Leben abbringt. Er findet zwei Frauen, gerät in ihren Bann, verwahrlost, versklavt (sexuell) – und macht unbegreifliche Selbsterfahrungen, die sich nicht mehr über seine bisherigen Gedankenleuten schlagen lassen. Sein Innenleben beginnt rastlos ein skandalös unnormales Lebensprojekt einzukreisen: „ohne ein Ziel oder einen Wunsch“ zu sein, „wie die Tiere, wie die Vögel, wie die Kühe“.

So geht es Erzählung um Erzählung. Irritierend sind jedoch nicht nur solche

„verrückten“ Anwendungen der Figuren. Hinzu kommt, dass, danach, keiner mehr ins alte Leben zurückfindet. Sie verlaufen sich alle im Ungewissen und werden zur Zumutung für einen ordentlichen Leser. Celati will ihm so die Wahrheit begreiflich machen, dass, wer den Wegweisungen der Normalität folgt, in geistigem Stillstand endet; wer es aber ändern will, in den Text einer Welt gerät, wo das Unübliche ihn unkenntlich macht.

Die einen leben deshalb unbewusst entfremdet, die anderen bewusst. Das ist der Unterschied. Und hierin haben die Geschichten Celatis auch ihren tieferen Grund. Sie wollen die Augen für etwas öffnen, das man nicht sehen kann. Ihre Figuren bekommen (durchaus lesenswerte) Schwierigkeiten, weil sie weder auf normalem noch abnormalem Weg festen Sinn unter ihre Existenz bringen. Sie werden darüber extremistisch. Je mehr sie von ihren untergründigen Phantasmen eingenommen werden – meist in Gestalt fülliger Frauen, die von Botero stammen könnten –, desto weiter rücken sie von sich ab: Geist und Leib haben ihren Zusammenhang verloren, und der eine erfährt sich als Zerrbild des anderen. Was sie erleben, sind eigentlich Kopf- und Bauch-Geschichten, weil ihnen ein Projekt fehlt, auf das sie sich einigen könnten. Oder sollte man nicht gleich sagen: es mangelt ihnen an Kultur? Es ist Celatis Art, zum Denken über Dinge anzuregen, „die sich nicht erklären lassen“ und doch „ziemlich oft vorkommen“.

Angesprochen sind insofern die vielen Normalen, die es verlernt haben, Stimmen zu vernehmen und auf Zeichen zu achten. Sie will er in seine Hör- und Sehschule schicken. Dass sein Stil sich dabei etwas angestrengt hinter den Konfektionsgrößen seiner Darsteller versteckt, ist preziös: man glaubt es ihm doch nicht. Aber vielleicht wollte er ja so dafür demonstrieren, dass Geschichten, die uns betreffen, ganz in unserer Nähe gedeihen und die Phantasie, um zu blühen, keine Hollywoodformate braucht.

ⁱ GIANNI CELATI: *Cinema naturale*. Aus dem Italienischen von Marianne Schneider. Berlin (Wagenbach) 2001. – Original: *Cinema naturale*. Mailand (Feltrinelli) 2001.